

Zeitschrift für Germanistik

Neue Folge IV - 1994

Jahresinhaltsverzeichnis

Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Interdisziplinäres Symposium des Wissenschaftsbereiches Germanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 17.-19. Oktober 1989, Niemeyer Verlag, Tübingen 1992, 394 S.

Der Tagungs- und Bandtitel widerspiegelt eher die wohlwollende Vermittlungshaltung des Organisators und Hrsg. als die tatsächliche thematische und theoretische Gewichtung des Bandes. Von den sechs thematischen Blöcken (1. *Sprache, Sprachfähigkeit und Sprachwandel*; 2. *Sprachursprung und Sprachkonvention*; 3. *Tierische und menschliche Kommunikation*; 4. *Spracherwerb, Prädispositionen und Universalien*; 5. *Syntaktische und semantische Aspekte natürlicher Sprache*; 6. *Für und wider die Autonomie der Grammatik*) mit jeweils drei bis sieben (insgesamt 26) Beiträgern sind nämlich drei (1., 4., 6.) vollständig den Argumenten pro und kontra die biologischen Grundlagen der Sprache, wie sie in der generativen Sprachtheorie interpretiert werden, gewidmet. Viele Beiträge in den anderen Blöcken nehmen ebenfalls auf generative Modelle Bezug. Wer sich also aufgrund des Titels neue Erkenntnisse über die biologischen oder gar die sozialen Grundlagen der Sprache verspricht, der wird enttäuscht sein. Demgegenüber kommt der grammatiktheoretisch interessierte Linguist oder Nichtlinguist, dem es um das komprimierte Nachlesen der Kontroverse um den generativen Sprachbegriff geht, voll auf seine Kosten.

Tierisches Kommunikations- vs. menschliches Sprachvermögen, Sprachfähigkeit, -ursprung, -evolution, -kompetenz, -erwerb und -wandel sind faszinierende und die wohl schwierigsten Probleme linguistischer Theoriebildung. Daher bedarf es einer gehörigen Portion Mut, all diese Themen gleichzeitig auf die Tagungsordnung zu setzen und eine thematisch komplexe interdisziplinäre Tagung mit Philosophen, Logikern, Psychologen, Biologen, Medizinern und Linguisten¹ auf die Beine zu stellen. Dieser diskussionsfördernde Mut ist trotz der thematischen und theoretischen Unebenheiten und Einseitigkeiten zu begrüßen.

Da der thematische Schwerpunkt des Bandes

auf den biologischen Wurzeln und Implikationen des generativen Sprachbegriffes liegt, sollte der Rezensent sich auf die zentralen Aspekte dieses Schwerpunktthemas konzentrieren.²

Die generativen Grammatiker im Band, die sich mit den biologischen Grundlagen ihrer Theorie befassen, sind in zwei Gruppen einzuteilen. Auf der einen Seite gibt es Autoren, die durch ihre Argumentationspraxis Anspruch auf die Verbindlichkeit ihrer logischen Schlüsse zu erheben scheinen. Unabhängig davon, ob sich dieser Anspruch in apodiktischen Feststellungen über verschiedene Aspekte der Sprachfähigkeit manifestiert (MANFRED BIERWISCH: *Probleme der biologischen Erklärung natürlicher Sprache*) oder ob er SACHA W. FELIX (*Biologische Faktoren des Spracherwerbs*) sogar dazu verleitet, fest glauben zu müssen, daß es nur noch die Alternative zwischen den Spracherwerb stark und stärker determinierenden Typen von angeborenen Universalgrammatiken (UG) gibt, sollte man aber nicht vergessen, daß es einen theorieunabhängigen Empiriebegriff nicht geben kann und daß demzufolge die sog. empirischen Evidenzen der generativen Theorie keine empirischen Evidenzen schlechthin sind, sondern „Rekonstruktionen“ und „weit theoriebedingter, als mancher das haben möchte“ (BRUNO STRECKER: *Zur Evolution von Sprachfähigkeit und Sprache*, S. 86, 88). Das Harmonisieren der neuen Daten mit der Theorie ist „vor allem eine Frage von Phantasie und Logik“ (S. 86) – man muß hinzufügen: genau in dieser Reihenfolge.

Auf der anderen Seite gibt es erfrischend selbstkritische Vertreter der generativen Theorie, denen es offensichtlich darum geht, kompromißlos und keine Konsequenzen für die eigene Theorie scheuend, auf einen Erkenntnisfortschritt hinarbeiten (GISBERT FANSELOW: *Zur biologischen Autonomie der Grammatik*) bzw. eine Brücke zwischen generativer Theorie und einzelsprachlicher Grammatikschreibung zu schlagen (PETER SUCHSLAND: *Ist die Grammatiktheorie noch zu retten?*).

Platos Problem:

Angesichts des Umstandes, daß Planer von Wasserkraftwerken trotz der Fülle verfügbarer, meßbarer Umweltdaten nicht imstande sind, verlässliche Voraussagen über den Grundwasserspiegel in einer geologisch und geographisch voll er-

schlossenen Region zu machen, muß einem externen Beobachter der generativen Theorie das hartnäckige Bestehen auf der Rechtfertigung der UG durch das sog. logische Problem des Spracherwerbs (Platos Problem), das im Gegensatz zu hydrologischen Gleichungen eine Gleichung mit fast nur Unbekannten darstellt, als eine verzweifelte Verteidigungsübung vorkommen:

(a) Wenn der generative Grammatiker behauptet, das Sprachangebot im Erstspracherwerb sei „fehlerhaft“, „unvollständig“, „uneinheitlich“ und „enthält keine systematischen Korrekturen“ (Bierwisch, S. 11), so bewegt er sich auf einer Argumentationsebene, die zu generell ist, um etwas über die Spezifik der biologischen Determiniertheit aussagen zu können (GÁBOR GYÖRI: *Über Spezifik und Entstehung der Sprachfähigkeit*, S. 48f.). Solange es keine aussagekräftigen Lerntheorien gibt,³ kann sich auf dieser abstrakten Argumentationsebene keine wirkliche Diskussion entwickeln. Denn während der eine Forscher von Reichtum und Fülle der positiven Evidenzen überzeugt ist,⁴ meint der andere, daß seine diametrale Einschätzung der Spracherwerbsdaten „nicht mehr bestreitbar“ ist (Bierwisch, S. 11). Wie Fanselow's Überlegungen zeigen, muß zwar die letztere Einschätzung keineswegs in die Annahme einer UG mit sprachspezifischen Prinzipien münden, trotzdem ist das der Weg, der in der GB-Theorie eingeschlagen worden ist. Insofern sind es eher die UG-Prinzipien selbst, die angesichts des Black-Box-Charakters des Spracherwerbs als „allerlei mysteriöse Eingebungen“⁵ bezeichnet werden könnten. Denn es ist nur mit einer grenzenlosen Logik-Gläubigkeit zu erklären, daß man, ohne zu wissen, wie der Spracherwerb im Gehirn abläuft, und ohne zu wissen, welche Umweltparameter (im weitesten Sinne) dabei im Spiel sind, aber sehr wohl wissend, daß „fehlerhaft“, „unvollständig“, „uneinheitlich“ oder „nicht systematisch“ ohne die Angabe genauer erwerbsphasenspezifischer Kriterien nicht interpretierbar sind bzw. daß Theorie und biologische Realität auseinanderzuhalten sind (Fanselow, S. 341f.), aus extensionalen Prämissen intentionale Schlüsse zieht. Die Unterdeterminiertheitschlußfolgerungen von Chomsky, Bierwisch, Felix u.a. sind ungefähr genauso aussagekräftig, wie die folgende, vom Rez. gebastelte Folgerung: Da bei Menschenaffen zerebrale Prädispositionen zur Sprache nachweisbar sind (KLAUS RICHTER:

Prädispositionen zur Sprache), da aber ihnen die anatomischen Voraussetzungen bzw. menschen-spezifischen Techniken der Atmung, der Phonation und der Vokalisation fehlen (S. 161f.), verfü- gen sie zwar über eine UG, jedoch kann es aus den obigen „technischen“ Gründen zu keiner Herausbildung von Einzelsprachen kommen: Die UG muß latent bleiben. Im übrigen weist Strecker (S. 89) darauf hin, daß wir „zahllose Verhaltensmuster [lernen], ohne daß sie jemals explizit angesprochen würden“. Somit ist der Ertrag einer so abstrakt geführten Diskussion die triviale Fest- stellung, daß die menschliche Sprachfähigkeit auch biologisch determiniert ist.

(b) Was bleibt, ist, daß der generative Grammatiker sein logisches Problem an konkreten Bei- spielen zu belegen sucht. In solchen Fällen kann aber immer gezeigt werden, daß seine Interpreta- tionen je nach herangezogenen „Umweltdaten“ systematisch ins Gegenteil gekehrt werden kön- nen (PETER EISENBERG: *Platos Problem und die Lernbarkeit der Syntax*). Dies ist nicht verwun- derlich, denn die konkreten Beispiele lassen gerade wegen der vielen offenen Umweltparameter viel Interpretationsspielraum übrig. Die Diskussion wird auf die abstrakte Ebene zurück- verlagert, da man weder die geistige Entwicklung bzw. die Welt- und Sprachwissenanhäufung noch die organismische Entwicklung (z.B. Abnahme der Gehirplastizität) noch stark variierende Situations- und Sprechkontextfaktoren so model- lieren kann, daß sie den Beispielen verbindlich zugeordnet werden können.

(c) Das Fazit aus (a) und (b) dürfte sein, daß Pla- tos Problem kein logisches, sondern eins der Methodenreflexion ist. Die grundlegende Frage aus der Sicht des Spracherwerbs ist m.E. gar nicht, ob UG oder nicht, sondern warum man überhaupt annimmt, daß der Prozeß des Spracherwerbs bezüglich der Strukturprinzipien der Sprachfähigkeit irgendwie erhellend sein könnte. Wenn der Spracherwerb auch ein Sozialisations- prozeß ist, worüber ja Einigkeit besteht, wenn je- doch die „Sprachfähigkeit als biologische Gege- benheit weder durch die Struktur noch die Funk- tion der durch sie ermöglichten Kenntnissysteme bzw. sozialen Institutionen bedingt und erklärbar [ist]“ (Bierwisch, S. 7), so gibt es methodisch keine Möglichkeit, das auf Erfahrung beruhende Wissen des Kindes vom biologisch determinierten zu trennen (Györi, S. 49).

Als ein Schulbeispiel des gravierenden Methodenproblems und des Mißbrauchs des Empiriebegriffes liest sich der Beitrag von Felix. Er will entscheiden, ob die UG nur für die Arten der im Spracherwerb auftretenden intermediären Grammatiken (perzeptionistische Position) oder darüber hinaus auch für den spezifischen zeitlichen Ablauf des Entwicklungsprozesses (maturationalistische Position) verantwortlich ist. Dies erscheint ihm leicht lösbar, da „die Frage danach, ob kindersprachliche Grammatiken mögliche Grammatiken sind oder nicht, einzig und allein eine empirische Frage ist“ (S. 145). Demnach konfrontiert er kindersprachliche Äußerungen wie *bye bye man* oder *mommy bathroom* mit der X-bar-Theorie, der 1-Theorie, der Kasus-Theorie und der Bindungstheorie und schließt aus den systematischen Verletzungen dieser UG-Prinzipien, daß seine maturationalistische Auffassung richtig ist. Ihm scheinen diese Prinzipien empirisch soweit gesichert zu sein, daß man mit Spracherwerbsdaten nicht nur nicht mehr für sie zu argumentieren braucht, sondern daß sie vielmehr Daten für die Beurteilung des Charakters des Spracherwerbsprozesses darstellen. Daß jedoch etwa *mommy bathroom* oder *Ben swim pool* kopflose (präpositionslose) maximale Projektionen sind (S. 147), kann schon alleine deshalb keine UG-Verletzung sein, weil man mit der für die Erwachsenensprachen entwickelten Begrifflichkeit keine – im generativistischen Sinne – beobachtungs- und beschreibungsadäquaten Kindersprachgrammatiken erstellen kann: Wenn in kindersprachlichen Zwei-Wort-Äußerungen systematisch keine Köpfe auszumachen sind, dann ist eben ‚Kopf‘ keine adäquate Beschreibungskategorie für Kindersprachgrammatiken der Zwei-Wort-Phase.⁶

Autonomie:

Wie JÜRGEN TESAČ (*Zur Autonomie-Hypothese der generativen Grammatik*) am Problem des Agrammatismus und der Lokalisation der formal-syntaktischen Kompetenz in der und um die Broca-Region zeigt, kann die Aphasologie keine Evidenz für die These der biologischen Autonomie liefern.⁷ Außerdem ist es nicht zulässig, von organisch bedingten pathologischen Störungen der Sprachverwendung, d.h. des Sprechens in einer Einzelsprache (*langue*), auf organisch bedingte pathologische Störungen der Sprachfähigkeit (*langage*) zu schließen.⁸ Dies tut Bierwisch

(S. 9), der dann (S. 33) den Funktionalisten die Konfundierung von *langue* und *langage* vorwirft.

Maßgeblich ist Fanselow's Beitrag, der begriffliche Klarheit für eine weitere Autonomie-Diskussion schafft und die Frage der grammatiktheoretischen Autonomie der Syntax von der der biologischen Autonomie bzw. innerhalb der Frage der grammatiktheoretischen Autonomie das Problem der grammatikspezifischen Prinzipien von dem des Verhältnisses der Syntax zur Semantik/Pragmatik trennt. Da es eine externe Evidenz weder für noch gegen die biologische Autonomie zu geben scheint, kann er sich entsprechend „frei“ fühlen (S. 353): „Die aktuelle Syntaxtheorie eröffnet also eine Perspektive, in der syntaktische Strukturen zwar biologisch bedingt, die entsprechende biologische Grundlage jedoch keinesfalls als sprach- oder grammatikspezifisch angesehen werden muß.“ Da ihm also das Konzept der UG nicht mehr zwingend erscheint, läßt er es fallen. Er plädiert für die Ausarbeitung von allgemeinen, nichtsprachspezifischen Prinzipien, von „Metaprinzipien“ (vgl. auch Bierwisch, S. 27ff.), die auch auf die Grammatik appliziert werden können.⁹ Dadurch werden natürlich weder die biologischen Grundlagen der Grammatik noch das Konzept ihrer Autonomie gegenüber Semantik/Pragmatik¹⁰ in Frage gestellt.

Sprachfähigkeit, Sprache, Evolution und Wandel: Zündstoff liefert der Beitrag von Bierwisch, in dem für die strikte Trennung der Sprachfähigkeit und deren Evolution von der Sprache und deren Evolution bzw. Wandel plädiert wird. Ich muß mich hier auf nur zwei methodologische Bemerkungen beschränken: 1. Bierwisch's Diktum „Ohne Sprache kein Sprechen.“ (S. 35), das das Postulat der strikten Trennung des (determinierenden) Biologischen (Sprachfähigkeit) vom (biologisch determinierten) Sozialen (Sprache) schlagwortartig charakterisieren soll (vgl. auch S. 7), macht überaus deutlich, daß die Untersuchung der Einzelsprachen keinen Schluß auf die Spezifik der Sprachfähigkeit zuläßt. Der Universalienforscher kann nur die Grenzen der menschlichen Sprache, wie sie sich ihm durch historische Generalisierungen und kulturelle Universalien (vgl. Motsch's funktionale Universalien) anbieten, abtasten. Die *langage* könnte genau genommen nur von einem selbstreflektierenden Gehirn beschrieben werden. Reflexion ist jedoch ein

kultureller Prozeß, der sich in sozialen Interaktionen konstituiert. 2. Die strikte Trennung von Sprachfähigkeit und Sprache ist nur möglich, wenn sich die Sprachfähigkeit nicht schrittweise herausbildet (und auch nicht als eine Fortsetzung tierischer Kommunikationsfähigkeit gedacht wird). Folgerichtig vertritt Bierwisch diese Ansicht, die aber gerade der von ihm vertretenen neodarwinistischen Evolutionstheorie widerspricht (Györi, S. 51f.). Das methodische Problem, auf das hier Györi hinweist, ist, daß man leicht übersieht, daß dem auf verhaltensbiologischer und kognitiver Ebene bestehenden *qualitativen* Unterschied zwischen dem „sprachhabenden“ Menschen und den sprachlosen Säugerarten auf anatomisch-physiologischer Ebene nur ein *quantitativer* Unterschied entspricht (vgl. auch Richter). Die Annahme einer sprunghaften, sich durch eine Mega-Mutation herausbildenden latenten und vollkommenen Sprachfähigkeit ohne Sprache bzw. die Annahme der Diskontinuität zwischen tierischer Kommunikationsfähigkeit und menschlicher Sprachfähigkeit erscheinen daher Bierwisch wohl u.a. deshalb notwendig, weil er den kognitiven Qualitätsunterschied auf die anatomisch-physiologische Ebene zurückprojiziert. Aufgrund seiner diversen Bemerkungen zu einem Phantom-Funktionalismus ist zu vermuten, daß dieser methodische Kurzschluß wie auch die strikte Trennung von Sprachfähigkeit und Sprache überhaupt letztendlich auf eine basale Zurückweisung funktionaler Erklärungen zurückzuführen sind. Ob sich jedoch die strikte Gegenüberstellung von Autonomismus und einem „schwachen“, nicht-teleologischen Funktionalismus (vgl. Anm. 10 und Motschs Punkt [a] S. 167) auch noch im Lichte der neueren Metaprinzipien-Theorien halten läßt, scheint mir keine empirische Frage mehr zu sein. Es ist eher ein „semantischer Kampf“.

Anmerkungen

Vorstudien zur vorliegenden Besprechung konnten im Rahmen eines Forschungsstipendiums der Alexander-von-Humboldt-Stiftung durchgeführt werden. An dieser Stelle sei der AvH für ihre Unterstützung gedankt.

- 1 Leider wurden nicht das Fach und die Arbeitsstelle der Beiträger angegeben.
- 2 Die materialreichen und/oder gedankenerregenden Beiträge der Blöcke 2, 3 und 5 müs-

sen größtenteils außer acht bleiben. Bezüglich des Blockes 5 ist diese Entscheidung zusätzlich dadurch motivierbar, daß der Block mit dem Thema so gut wie gar nichts zu tun hat.

- 3 Vgl. Franz v. Kutschera: Sprachphilosophie, München ²1975, S. 287.
- 4 Wolfgang Klein: Zweitspracherwerb, Frankfurt a.M. ²1987, S. 21.
- 5 Nach Sacha W. Felix (Sprachliche Universalien, S. 105. In: B.K. Halford, H. Pilch (Hrsg.): Syntax gesprochener Sprachen, Tübingen 1990) müßte man „allerlei mysteriöse Eingebungen“ postulieren, um den Erstspracherwerb ohne UG zu erklären.
- 6 Im übrigen ist gerade die kindersprachliche Präpositionslosigkeit theoretisch sehr gut reflektierbar. Man braucht nur daraus, daß die frühesten Kindersprachregeln „semantische Relationen auf Oberflächenausdrücke [direkt] abzubilden [scheinen]“ (Felix, S. 147), bzw. daraus, daß semantisch-konzeptuelle Strukturen Reflexe in der Grammatik haben (Motsch: *Biologische und funktionale Universalien*, S. 170; vgl. auch Pavel Borissevitch: *Umweltparameter und Satzform*), den Schluß zu ziehen, daß Präpositionen als Morphemwörter nicht zu den universalen Wortkategorien gehören (Eugenio Coseriu: Über die Wortkategorien (partes orationis“). In: Ders.: Formen und Funktionen. Studien zur Grammatik, Tübingen 1987, S. 24-44).
- 7 Um so merkwürdiger ist Bierwischs (S. 9, Anm. 4) kategorische Formulierung: „[...] die Tatsache, daß es sprachspezifische Hirnstrukturen und Mechanismen gibt, [ist] unstrittig.“
- 8 Gerade biologische Untersuchungen haben gezeigt, daß phänotypisch homogene Gattungen derselben Tierfamilie (die lungenlosen Salamander der Plethodontidae) genetisch äußerst divers sein können und umgekehrt (Gerhard Roth: Selbstorganisation – Selbsterhaltung – Selbstreferentialität: Prinzipien der Organisation der Lebewesen und ihre Folgen für die Beziehung zwischen Organismus und Umwelt, S. 164f. In: A. Dress u.a.: Die Entstehung von Ordnung in Natur und Gesellschaft, München, Zürich 1986).
- 9 Während Fanselows Position eindeutig zu sein scheint, ist es mir trotz Konvergenzen zwischen Fanselow und Bierwisch nicht

möglich, Bierwischs Meinung zu eruieren. Einerseits hält er an den angeborenen UG-Prinzipien fest (vgl. S. 17ff.), andererseits sieht er die Metaprinzipien-Theorie, die m.E. notwendigerweise zur Aufgabe angeborener sprachspezifischer Prinzipien führt, als richtungsweisend an. Wenn die UG eine Art „Koprozessor“ ist (S. 31), der auf der Basis von Metaprinzipien verschiedene Module in spezifischer Weise zu kombinieren imstande ist, so bedarf man keiner sprachspezifischen Prinzipien, um das UG-Konzept zu begründen. Wenn jedoch die UG aus sprachspezifischen Prinzipien besteht, so braucht man keine Metaprinzipien.

- 10 Für diese letztere Art von Autonomie plädieren etwa Fanselow/Felix (Sprachtheorie. Bd. 1 Grundlagen und Zielsetzungen, Tübingen 1987, S. 65ff.). Merkwürdigerweise polemisieren Autonomisten wie Fanselow/Felix und Bierwisch mit der denkbar stärksten Funktionalismus-Auffassung, die sie sich als „teleologisch“ (Bierwisch, S. 26) und „alle syntaktischen Phänomene funktional-semantisch“ erklären wollend (Fanselow/Felix, S. 74) vorstellen. Dabei stellen sich u.a. die Fragen, wer eine solche Auffassung vertritt bzw. warum der Funktionalist alles funktional erklären können muß, während dem Autonomisten offensichtlich ein einziges „Gegenbeispiel“ ausreicht, um den Funktionalisten zum Linguisten-Trottel abzustempeln (Fanselow/Felix, S. 72, 74).

Germanistisches Institut
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Loránd-Eötvös-Universität Budapest
Ajtósi Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Vilmos Ágel

HEINZ SIEBURG

Geschlechtstypischer Dialektgebrauch: Empirische Untersuchung verschiedengeschlechtlicher Geschwister in der Ortschaft Fritzdorf (Rhein-Sieg-Kreis), Böhlau Verlag, Köln 1992, 579 S.

HEINZ SIEBURGS Dissertation beeindruckt zunächst einmal vom Umfang her: Auf fast 600 S. untersucht er den mündlichen Sprachgebrauch verschiedengeschlechtlicher Fritzdorfer Geschwister.

Zu Fritzdorf: Fritzdorf liegt 20 km südlich von Bonn. Das gut 800 Einwohner zählende Dorf gehört zur Gemeinde Wachtberg, diese zum Rhein-Sieg-Kreis (Nordrhein-Westfalen). Fritzdorf ist ländlich geprägt, hat aber nur noch neun Bauernhöfe. Der Dialekt der Fritzdorfer ist ein niederdeutscher (Platt). Der Durchschnittsfritzdorfer ist Pendler, katholisch und CDU-Wähler. Ausgangspunkt der Untersuchung war Sieburgs Beobachtung, daß sich der Dialektgebrauch der jugendlichen Fritzdorfer auffällig unterscheidet, indem die männlichen Jugendlichen eher Dialekt reden als die weiblichen. Die Arbeit besteht aus fünf Kapiteln. Das fünfte ist ein Rückblick auf die ersten vier. In den Kap. II-IV hat es gegen 100 Tabellen und graphische Darstellungen.

I: Das Theoriekonzept: Sieburg faßt – durchaus interessant – weite Bereiche der linguistischen Forschung zusammen. Symbolischer Interaktionismus, Ethnographie des Sprechens, Soziolinguistik, feministische Linguistik sollen als Stichworte genügen. Die Frage ist bloß, für wen Sieburg zusammenfaßt. Sein Werk ist demnach spezifisch, daß sich wohl nur ausgekochte Linguisten eingehend mit ihm beschäftigen. Diesen aber sind solche Theorien bekannt. Mühsam wird es, wenn Verf. meint, alles und jedes sei zu definieren. So glaubt er, eine definitorische Eingrenzung des Begriffs „Geschlecht“ liefern zu müssen, dank der der erstaunte Leser erfährt, daß „das Geschlecht als ein fundamentales Kriterium zur Kategorisierung der Gesellschaft gilt, wobei es diese in männliche und weibliche Individuen untergliedert“. Dabei „fungieren als Kriterien der Zuordnung zuallererst biologisch phänotypische Merkmale der äußeren Leibeserscheinung“ (S. 71). Verf. sucht, auf verschiedene Theorien